

Don der Güte Gottes.

Als im Laufe des Krieges nicht wenige, teils Ungläubige teils Gläubige, Einwürfe wider Gottes Dasein und Vorsehung erhoben, wurde von Männern der verschiedensten Richtung die Ansicht geäußert, daß der landläufige Gottesbegriff bislang an bedauerlichen Mängeln gelitten habe. Eine beachtenswerte Erkenntnis scheint sich damit durchzuringen.

Die „Augsburger Postzeitung“ vom 21. Juni 1917, Nr. 282 besprach das oft gehörte Wort, es gebe keinen Gott, denn wenn es einen gäbe, könnte er das Entsetzliche dieses Krieges nicht ansehen. „Was steckt hinter dem allem für ein Gottesbegriff! Viele glauben mit der Unmittelbarkeit eines ganz persönlichen Erlebnisses eingesehen zu haben, daß der Gott, wie er ihnen im Kriege bewußt wurde, nicht derselbe ist, den sie ... mit ins Feld oder in die Kriegszeit genommen haben. Und es ist häufig wahr, daß dies so ist. Denn der Gott ihres Friedenslebens war im Grunde nur der Erfüller ihrer hauptsächlich auf Irdisches gerichteten Wünsche und Gebete. Man ließ sich gefallen, daß nicht alles und jedes erfüllt wurde. Im ganzen aber lag doch der Schwerpunkt des Gottesglaubens darin, daß Gott über das ganze Arsenal von Gütern verfügte, deren Erlangung so heiß ersehnt, so vernünftig begründet wurde. Nun im Kriege macht man die Erfahrung, daß die feindlichen Granaten nicht wählen zwischen den Guten und den Schlechten, zwischen den Vetern und Lasterern; man macht die Erfahrung, daß das inbrünstigste Gebet für das Leben eines Sohnes oft durch die Todesnachricht desselben Sohnes beantwortet wird, ja daß Gott zu dem Opfer von dreien auch noch den vierten fordert. Es gibt furchtbare Prüfungen für die Wahrhaftigkeit der echten Gottesidee. Dennoch, wenn der Mensch ihnen auf die Dauer — denn eine vorübergehende Erschütterung ist zu menschlich — erliegt, so ist die Folgerung nicht abzuweisen, daß er in Gott bisher nicht den unendlichen Herrn über Leben und Tod, vor dem wir nur Staub und Ton sind, nicht den Herrn des ewigen Lebens gesehen, der nach der irdischen Prüfung alle Getreuen in seine unendliche Herrlichkeit zieht, sondern eben den Erfüller der irdischen, wenn auch menschlich noch so tief begründeten und begreiflichen Sehnsucht. Und weil Gott eben doch unermesslich mehr ist als der Erfüller solcher Sehnsucht, bricht der Gottesglaube dieses Menschen folgererecht in sich zusammen. Denn es war nicht der Christengott, zu dem er betete. Dies beweist, daß es schwer ist, die rechte Christengeseinnung zu haben. Aber ist es möglich, ohne sie ein Christ zu sein?“

A. Maier gibt einem Abschnitt seines Büchleins „Der Herrgott und der Weltkrieg“ die Überschrift: „Wie kann Gott das ansehen?“ In der Antwort

auf diese Frage heißt es (3. Aufl., S. 69 f. vgl. 8): „Zunächst müssen wir uns klar werden, daß wir uns von Gott vielfach eine falsche Vorstellung machen. Unser Volk hatte glückliche Zeiten, ohne Krieg, ohne Krankheit, ohne Hungersnot. Dazu die ganze Lebenshaltung eine gehobene. Man meinte, es könne gar nicht mehr anders sein. Darüber wurde der Herrgott vergessen; es wurde ihm ja noch die Aufgabe gelassen, für die Bedürfnisse der Menschen zu sorgen; im übrigen aber sollte er die Mißachtung seiner Gebote schön still und ruhig hinnehmen und kein Wesens daraus machen. Man machte sich ein Bild Gottes zurecht, weich und mild; seine Gerechtigkeit und göttliche Majestät waren ausgemerzt. Und als nun der Krieg ausbrach, gab es ein erschrockenes Aufschauen: ‚Ja, Herr, wie kannst du das dulden?‘ Und als es länger dauerte, fing man an zu murren: ‚Es kann keiner droben sein, sonst könnte er das nicht anschauen.‘ Ja, der Gott der weichlichen Güte, wie man ihn sich zurechtgelegt hatte, nicht. Aber, wer gab uns das Recht, uns Gott als so weichlich sentimentales Wesen vorzustellen, das kein Geschöpf leiden und büßen, kein Blut fließen sehen kann? Wer gab uns das Recht, zu glauben, daß Gott für alle Mißachtung nur ein müdes, gütiges Lächeln habe und daß beim ersten durch die Not erpreßten Hilferuf sofort seine Strafe aufhören müsse?“

Eine Abhandlung des „Kölner Pastoralblattes“ 51 (1917) 224 ff. über „Nicht erhörte Gebete“ ging von Glaubenszweifeln aus, die sich an solche Gebete anschließen, und bezeichnete als deren ersten eigentlichen Grund gleichfalls eine „allzu irdische, unvollkommene Gottesvorstellung“. „Wir lehnen die träumerhafte, armseelige Anschauung ab, . . . als sei Gott nur die oberste und allgemeine Bezugsquelle für unsere Lebensbedürfnisse, von der man auf bloßen Anruf sofortige Bedienung zu gewärtigen habe, und als sähen wir den Beweis für das Dasein Gottes in der schleunigen Besorgung unserer Befehlungen.“

Zu den katholischen Stimmen gesellen sich protestantische, und zwar aus dem strenggläubigen wie aus dem freigesinnten Flügel.

A. Udeley, der in der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung“ 50 (1917) die „Kriegsfrömmigkeit im Felde und daheim“ untersucht, bemerkt zu den Zweifeln, die sich auf Nichterhörung von Gebeten hin einstellten: „Der religiöse Fehler dieses inneren Handelns liegt darin, daß Gott nur als Mittel zum Zweck bewertet wird, nämlich als Mittel der Leidensenthebung. Gott wird zum Diener des Menschen degradiert, und es liegt auf der Hand, daß sich solche unterchristliche Behandlung Gottes bei jedem einmal schwer rächen muß. Der Bruch des religiösen Ansages, den der Mensch erlebt hat, ist das verhängnisvolle Ergebnis solchen letztlich selbstsüchtigen, unehrfürchtigen Handelns. Tatsache ist, daß dort draußen viele, recht viele diesen Seelenweg gegangen sind und über diesen Stein zu Fall gekommen sind“ (Sp. 707 f.). Und von denen, die die Schrecken des Krieges mit ihrem Gottesbegriff nicht reimen können, sagt Udeley: „Wer Gott immer nur so angesehen und behandelt hat, wie er ihn sich selbst gebildet hat, wer also ernste, harte, erzieherische Züge in seinem Gesicht nicht hat

aufkommen lassen, wer nicht mit dem ‚Gott der Offenbarung‘, sondern vielmehr mit einem ‚Gott seiner Phantasie‘ operiert hat, der soll sich nicht wundern, wenn eines Tages, d. h. unter der grauen Wucht der Wirklichkeit, dies Bild ihm entschwindet und inhaltlos wird“ (Sp. 778).

In derselben altprotestantischen Kirchenzeitung 51 (1918) brachte Hilbert Studien über „Das Frömmigkeitsideal im Kirchenlied des Dreißigjährigen Krieges in seiner Vorbildlichkeit für die Gegenwart“. Er findet, daß der volle und unverfälschte Gottesbegriff der von ihm behandelten Dichter diesen die Theodizeefrage von vornherein überflüssig gemacht habe, ganz im Gegensatz zu uns, die so viel Theodizee treiben, weil wir Gott nach eigenem Belieben auffassen. Niemals darf „in dem Frömmigkeitsideal der Christenheit all das zurückgestellt oder gar gestrichen werden, was aus der Vorstellung der Heiligkeit Gottes stammt. In Jesu Person wie im Zeugnis der Propheten und Apostel begegnen wir einem Gott, der da zürnt und richtet, einem Gott, der Fluch und Verdammnis verhängt über alle Ungerechten und Widergöttlichen. Man hat bekanntlich geglaubt, diese furchtbaren Züge im christlichen Gottesbild streichen zu müssen, weil man sich scheute, diese ‚mittelalterlich‘ anmutenden Anschauungen vor dem ‚geläuterten sittlichen Bewußtsein der Gegenwart‘ zu vertreten. Demgegenüber behaupte ich: Man hat damit dem religiös-sittlichen Leben den allergrößten Schaden zugefügt. Einmal hat dadurch der Mensch, wie er nun einmal ist, die Furcht und Ehrfurcht vor Gott verloren. Ich erinnere an Eduard von Hartmanns sarkastische Bemerkung: ‚Es ist wahr, die Religion ist kein Haifisch, wie die Inquisitoren glaubten, aber sie ist auch keine Qualle; ein Haifisch kann wenigstens fürchterlich sein, eine Qualle ist immer nur wabblig.‘ Die Menschen werden sich erst dann wieder ernstlich um Gott kümmern, wenn sie wissen, daß Gott zu fürchten ist. Wenn der Mensch unter dem Eindruck der Predigt von der alles verzeihenden und alle beseligenden Liebe aufhört, sich vor Gott und Gottes heiligem Gericht zu fürchten, wird er schließlich den Ernst der sittlichen Forderung mißachten. . . . Wie das sittliche Leben, so muß auch das religiöse Schaden leiden, wenn die Gottesvorstellung der furchtbar ernstesten Züge der Heiligkeit entbehrt. Der Mensch ist nun einmal im Durchschnitt so geartet, daß er auf die Dauer nur liebt, was er zugleich irgendwie fürchtet; niemand hat mehr über Undankbarkeit und Lieblosigkeit zu klagen als schwache Eltern. Doch davon abgesehen, warum sind gerade unter dem Eindruck des Weltkrieges mit all seiner Grausigkeit und Grausamkeit so viele irre geworden an Gott? Weil sie wohl davon gehört, daß Gott die Liebe sei, aber nichts davon, daß dieser selbe Gott zugleich ‚ein verzehrend Feuer‘ ist. Die Vorstellung von dem ‚liebenden Vater im Himmel‘, die man daraufhin im Innern sich gebildet, steht in unversöhnbarem Widerspruch mit der Wirklichkeit des Lebens — so mußte man kommen zur Zeugnung Gottes. Die falsche Predigt von der Liebe Gottes hat unser Volk gottlos gemacht. Unsere Väter dagegen wußten von Gottes Zorn. . . . Darum muß mit viel größerem Nachdruck, als es bisher in der Regel geschah, von dem

Gott Zeugnis abgelegt werden, dessen Augen sind wie die Feuerflammen, und von dem, der da sagen kann: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer“ — mag das moderne Bewußtsein dazu sagen, was es will. Aber wir brauchen gar nicht zu fürchten, daß es die Predigt von Gottes Zorn ablehnen wird. Denn zwei Zeugen legen unüberhörbar Zeugnis dafür ab: die Wirklichkeit des Lebens und das Gewissen“ (Sp. 532 f.).

Vor einer neuprotestantischen Zuhörerschaft hielt Fr. Niebergall zu Stuttgart einen Vortrag über die alten religiösen Denkformen und das neue „Erlebnis Gottes“, um den „schon fast wieder abgebrauchten Ausdruck“ zu brauchen, im Kriege. Die freigerichtete „Christliche Welt“ 32 (1918) Sp. 229 ff. berichtete darüber mit warmer Einführung, und die pantheisierende „Zat“ 10 I (1918) 439 ff. brachte den Vortrag ganz. Niebergall vergleicht den Weltkrieg mit dem Erdbeben von Bissabon, das ehemals die optimistische Weltansicht der Aufklärung erschüttert hat; wir merken jetzt, daß es überall an der nötigen Übereinstimmung zwischen den Eindrücken von dem furchtbaren Geschehen und den religiösen Denk- und Ausdrucksformen fehle. Die volkstümliche Art nämlich, von Gott zu lehren und an Gott zu glauben, sei von der Höhe Luthers herabgeglitten, der immerhin den gnädigen Gott dem erzürnten Gott abgerungen und auch das Heil der Seele als die Hauptsache betrachtet habe. „Ihr Ziel und ihre Hoffnung liegt doch auf einer niederen (so!) Höhe, als es das Heil der Seele ist.“ Ihr Gott „ist der Gott der Neujahrs- und Geburtstage, von dem man hofft, daß er alles gut mache, dessen Ziele nicht höher sind als die seiner Gläubigen. Er wird bewahren, er wird geben, was das Herz wünscht; freilich, er kann auch prüfen wie einst den Hiob; aber wenn jemand bewährt ist, gibt er alles reichlich wieder, was er geraubt hat.“ Wie verwöhnte Kinder drängelten wir uns an Gott heran.

Schon früher hatte im selben Bande der „Zat“ S. 90 ff. B. Dörries, gleichfalls sehr frei in der Auffassung des christlichen Glaubens und Dogmas, „111 Sätze über Christentum und Krieg“ veröffentlicht, von denen sich manches in unsern Zusammenhang fügt. „Wenn unsere Gedanken über Gott mit der wirklichen Welt nicht übereinstimmen, so müssen sie so oft geändert und, wo es nötig ist, in ihr striktes Gegenteil umgewandelt werden, bis tatsächlich die große Wirklichkeit der Dinge die Quelle unserer Gottesgedanken ist. ... Gott hat sichlich seine Welt nicht wie einen Kinderspielfeld hergerichtet, noch weniger wie ein Paradies oder gar wie ein Schlaraffenland. ... Der Krieg hat uns etwas besser gelehrt, was Liebe ist und wie sie sich auswirkt. ... Er hat uns wie nie zuvor den Gott des Evangeliums erkennen gelehrt, dessen Symbol das Kreuz Jesu ist. ... Die Liebe kann harte Hände, sie kann furchtbare Hände haben. Sie kann ihr liebste Kind am Kreuze sterben lassen. ... Es wird uns wahrlich nicht schaden, wenn wir auch in diesem Kriege das gewaltige Werk der Liebe des Allmächtigen erkennen. ... Der Krieg stellt die Menschheit wieder einmal mit harter Deutlichkeit unter das Gesetz des Opfers. Es ist nicht leicht. Es ist nicht angenehm. Aber es ist gut.“

Alle diese Stimmen und nicht wenige ähnliche¹ haben das gemein, daß sie über mangelhafte Auffassung des gütigen Gottes klagen.

Gott ist gütig, d. h. er ist geneigt, wohlzutun. Seine tatsächlichen Wohltaten gegen uns übertreffen an Zahl unsere Pulsschläge und unsere Atemzüge, sie liegen auf allen Gebieten unseres Lebens. Ihrer aller Grund und Krone aber ist: Gott hat uns erschaffen zu einem vollkommenen Glück. Wir sollen sogar über alles Ahnen und Können der Natur hinaus gottähnliches Glück tragen. Und das über alle Begriffe tiefe und weite Glück soll über alle Begriffe lange währen. „Gott ist die Liebe“ (1 Joh. 4, 8 16).

Aber die Güte Gottes ist eins mit andern göttlichen Tatsachen, von denen nicht selten eine dem äußeren Wohltun und dem wirksamen Willen dazu eine Grenze setzt; oder noch schärfer gesagt: die ganze göttliche Gegebenheit ist eine lautere Einheit, die nur als Ganzes wirkt, ohne die Einseitigkeiten, die bei unserer Art, in Teilen zu denken, sich in unsere Vorstellung einschleichen kann. So kommt es, daß Gottes Güte nicht in jedem Maß und unter allen Umständen wohl tut, so wenig als Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit alle ihre Forderungen in der Weise durchsetzen, wie sie täten, wenn es in Gott nichts als Feuer der Heiligkeit und Flammen der Gerechtigkeit gäbe.

Welches sind solche innere göttliche Ausgleichungen, solche Alleinheiten der unendlichen Vollkommenheit?

Man hat uns schon in den ersten Unterrichten über das Gebet gelehrt, daß Gottes Weisheit nicht jedem unserer Wünsche zu Willen sein kann. Einzelne und Völker wünschen oft ein Glück, das ein Unglück wäre. Wir ersehnen Eitles, das uns nur zerstreuen, fesseln, von unsern wahren Zielen abhalten würde. Menschen beten zuweilen um Wege zur Hölle. Wir bitten um Selbstsüchtiges, persönlich oder gruppenhaft oder national Engherziges und vergessen, daß Mitmenschen Lust und Licht gleich uns nötig haben.

Wir hassen und verwünschen vor allem das Leid. Kaum einer, der aus höheren Gründen es liebte. Kaum einer, der nicht alles verloren wählte und nicht zusammenbräche, wenn es ihn jählings überfällt.

Aber Gott spricht: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken“ (Jf. 55, 8). Seine Weisheit umschließt Gegenwart und Zukunft, Himmel und

¹ Es seien noch herausgehoben A. Meyenberg, Wie kann Gott dem Weltkrieg zuschauen? ⁴Duzern 1918, 10 ff.; J. Werle, Was der Unglaube vom Christengotte erwartet hatte: Das heilige Feuer V (1917/18) 387 ff.; E. Kurz, Wo hat es gefehlt? Ebb. VI (1918/19) 55 ff.

Erde; ihre Begriffe sind Welten und Weltalter, Ewigkeiten und Unermesslichkeiten. So schaut sie, wie die meisten unserer Wünsche und Widerwünsche der Verbesserung und Erhebung bedürfen; sie durchdringt auch deren sittlich und fromm sein sollenden Verkleidungen. Vielleicht sind es nur wenige unserer Ansprüche an die Vorsehung, die vor der ewigen Weisheit gänzlich bestehen.

Wohl uns darum, daß die Güte unseres Gottes Weisheit ist! Wohl uns und der Welt, daß nicht in unsern Gelüsten die Gesetze unseres Lebens und der Welt liegen! Nicht klagen, sondern danken müssen wir, daß Gott uns nicht allezeit gefällig ist, sondern unsere endliche Sehnsucht unerhört lassen, ja uns Widerwärtiges auflegen kann. Weise Güte ist höhere Güte. Gottes Güte bewährt sich als göttlich, weil sie Menschen wehe tun kann.

Oft genug erkennen wir nach wenigen Tagen von selbst, wie gut es war, daß unsere Begierden nicht verwirklicht wurden. Aber unsere Gottesverehrung besteht eine Probe, wenn wir der Weisheit der Güte Gottes auch zu der Zeit trauen, wo wir sie noch nicht verstehen. Wir trauen Ärzten, wenn sie mit uns wider unser Behagen verfahren; warum nicht dem Schöpfer? Warum mißtrauen wir nicht unserer so oft überführten Unwissenheit?

Kamst du hinab bis zu des Meeres Quellen,
Bist du auf dem Grunde des Ozeans gewandelt?
Haben sich dir geöffnet die Tore der Unterwelt,
Hast du geschaut des Reichthums Tore?
Überblicktest du der Erde Breiten?
Sag's doch, wenn du das alles weißt.
Welche Straße führt hinauf zur Wohnung des Lichtes?
Das Dunkel, wo hat es seine Heimat,
Daß du es holen könntest zu seiner Zeit
Und es wieder zurückführen die Bahn zu seinem Hause?
Du weißt das; denn ehemals bist du geboren,
Die Zahl deiner Tage ist groß!

(Job 38, 16 ff., übersetzt von Gonthheim.)

Gewiß gibt es Fälle, wo unser Begehren nach höheren Gaben an sich nicht unweise wäre und wo Gott auch nicht nöthigende Gründe hat, sich ihm zu entziehen, sondern nur aus göttlicher Freiheit seinen Gaben ein Ziel setzt.

Gott ist frei. Weder die Welt überhaupt noch irgendeine besondere Welt hat so viel Bedeutung, daß sie ihn zum Schaffen nöthigte, noch ist seine innere Bereitschaft, nach außen wohlzutun, ein unfreiwilliger Drang

oder Trieb. Notwendig will er nur das eine, das höchste und liebenswürdigste Gut; allem andern steht er mit unbedingter Überlegenheit frei gegenüber. Man kann sich in dem Allerhabenen nicht eine Art von Unzufriedenheit denken, die anhielte, solange es noch weiteres Gute zu spenden gibt. Man darf sich seine Güte in keiner Weise so vorstellen, daß sie irgendeine Notwendigkeit besagte, das Bestmögliche zu geben. Schon darum geht dies nicht an, weil sonst gar keine Schöpfung möglich wäre. Denn über jede endliche Stufe hinaus wäre eine höhere verlangt, die unendliche aber ist nach durchgängiger Ansicht nicht möglich. Es könnte also — merkwürdiger Widerspruch — gerade die scheinbar größere Güte gar nicht wohlthun.

Wenn also die Welt nur gut ist und auch das Übel in ihr dem Guten dient, so dürfen wir nicht uns auf Gottes Güte berufen und mißbergnügt fragen: Warum ist die Welt nicht besser? Warum ist sie nicht Geschenk des Glückes ohne Kampf? Warum das Kreuz? Warum nicht Unmöglichkeit der Sünde? Warum nicht sofort Gerechtigkeit? Warum irdischer Triumph der Bösen? Wie kann Gott zusehen? Diese Fragen mißkennen die Freiheit der Güte Gottes. Sie ziehen Gott aus seiner übergeschöpflichen Erhabenheit herab, sie zerstören die Einzigkeit seiner Liebe.

Hier liegt eine tiefere Probe unserer Gottesverehrung als vorhin. Gott ist alles, wir sind nichts. Gott allein verdient, das göttliche Wollen anzuziehen; wir gleichgültige und zufällige Wesen sind keines Blickes seiner Augen und keines Schlages seines Herzens wert. Nie denken wir hoch genug von ihm, nie demütig genug von uns. Wenn er uns will — er braucht es nicht —, dann sind wir, dann wollen wir ihm danken, ihn anbeten und nie uns eines Warum vermessen.

Freilich können, ja sollen wir Warumfragen stellen in Anbetung und Liebe. Obwohl es keinen Syllogismus gibt, aus dem mit zwingender Notwendigkeit diese Welt erflösse, vermögen wir doch ein wenig einzusehen, daß sie eigene Vorzüge hat, um derentwillen Gottes Wahl sich ihr zuneigen konnte. Selbst das ist ein Vorzug, daß sie durch ihre Mängel Gottes Freiheit kräftiger offenbart, als eine Welt in lauter Licht und Glück es getan hätte. Es war deshalb heilig, eine Tat seines Eifers für seine Ehre, daß er sie und keine höhere wählte. Doch das führt uns schon von der Weisheit der Güte Gottes zu ihrer Heiligkeit hinüber.

Gott ist heilig, d. h. er liebt das Gute und haßt das Böse. Das erste Gute außer ihm aber ist, daß sein Name geheiligt werde.

Wenn Geschöpfe von ihm Wohlthaten erwarten, so müssen sie sich immer bewußt bleiben, daß sie vor der höchsten Majestät stehen. Sie haben vor ihm kein strenges Recht und können nicht trotzig fordern, nicht mit einer Gefinnung beten, die alsbald, wenn ein Verlangen nicht gewährt wird, aufzubegehren oder gar zu lästern beginnt. Ihre Bitten müssen sehr demütig sein und die Erhöhung als Gnade anerkennen; sie sollen es nicht für selbstverständlich halten, daß Gott ihnen den Willen tut. Nicht auf Kosten der Demut sollen sie Gott nahe rücken und vertraulich mit ihm werden. Inständig und ernstlich sollen sie bitten, nicht nur eine flüchtige Bitte hinwerfen und damit alles getan zu haben glauben. Gott ist nicht ein Diener, der uns auf Winke zu gehorchen oder Wünsche von den Augen abzulesen oder seine Gnade ohne Bedingung zu geben gehalten wäre. Gott kann auch nicht durch Güte und Erhöhung sozusagen seine Verunehrung gutheißen. Es gibt Leute, die keinerlei Pflicht gegen Gott erfüllen, ihn vielleicht nicht einmal als Zierstück in ihrem Leben mitführen, die aber meinen, sie brauchten in Verlegenheiten ihn nur anzurufen, so müsse er ihnen heraushelfen; Gott ist ihnen nur Wunscherfüller, nur „himmlischer Versorger und Probiantmeister“, wie Gottfried Keller von seiner Mutter berichtet, gar nur ein *maitre de plaisir*. So niedriger Auffassung und Gefinnung kann Gott nicht Vorſchub leisten.

Die erleuchteten Diener Gottes bleiben bei allem Vertrauen sich seiner Hoheit bewußt. Sie versinken in ihr Nichts, und jeder Anspruch schweigt. Sie starren vor Staunen ob seiner überweltlichen Unerfaßbarkeit. Sie erschauern ob seiner schrankenlosen Größe und Übergewalt. „Ich spreche zu meinem Herrn, obwohl ich Staub und Asche bin“ (1 Mos. 18, 27).

Erst wenn die Seele, die nach Gottes Güte dürftet, in solcher Anbetung sich ins Nichts herabbeugt, mag Gottes Heiligkeit der Güte die Bahn freigeben. Die Heilige Schrift ist, um uns zur Anbetung zu erziehen, voll von Offenbarungen der unermesslichen Hoheit Gottes. Donner rollen um den Sinai, da der Herr niedersteigt, und Blitze leuchten; dichtes Gewölk verhüllt den Berg, Posaunen schallen. Das Volk, von Schrecken ergriffen, bleibt in der Ferne stehen. „Der Herr rede nicht mit uns, wir möchten sonst sterben“ (2 Mos. 20, 19). Vor dem Throne seines Himmels-tempels verhüllen die Seraphim ihr Antlitz. Sie rufen, daß die Grundfesten des Tempels beben: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerscharen“ (Jf. 6, 3). Der Neue Bund hebt darin den Alten nicht auf, er vollendet ihn nur. Auch für uns ist Gott der „große und furcht-

bare“; die Geheime Offenbarung, die nicht bloß gelegentlich wie andere neutestamentliche Bücher von Gottes unnahbarer und allmächtiger Größe spricht, sondern sie in den Mittelpunkt ihrer Gesichte stellt, redet nicht anders als die Propheten der Vorzeit.

Es ist leider wahr, daß der moderne Mensch wenig Stimmung für Anbetung und Demut hat. Zumal vor dem Kriege schien der sich selbst vergötternde Kulturstolz ins Ungemessene wachsen und die Religion ersetzen zu wollen. Wir brauchten Gott nicht mehr oder beanspruchten, so ziemlich auf gleichem Fuß mit ihm zu verkehren. Aber das war ein Irrtum. Wir sind ganz arme, ganz nützige Geschöpfe, zage Stäubchen vor Gottes Unendlichkeit. Und Gott kann nicht zugeben, daß in den menschlichen Köpfen und Herzen seine Güte ihrer Hoheit entkleidet werde. Er kann nicht oder gewiß muß er nicht etwas unterlassen, was in sich gütig ist und den Guten zur ewigen Freude gereicht, dessen Mißbrauch durch Böswillige er aber voraussetzt. Güte ohne Hoheit wäre ja auch nicht göttliche, sondern nur unvollkommene Güte.

Aus der Heiligkeit Gottes fließt die Gerechtigkeit. Gott belohnt das Gute und bestraft das Böse. Er lohnt und straft nicht immer schon in diesem Leben; aber wir von unserer Seite müssen bereit sein, schon hier bestraft zu werden, und stets anerkennen, daß wir es für unsere Sünden verdienen.

Auch den ernststen Zug der Gerechtigkeit mag der moderne Mensch nicht zur Güte Gottes gesellen. Es ist uns ganz gewiß der Sinn dafür abhanden gekommen, was Böses die Sünde ist und wie sehr Gott ihr zürnt. Wir sagen, unser Herrgott nehme es nicht so genau. Wir behaupten, das moderne Empfinden vertrage die Lehre vom Zorne Gottes nicht mehr. Wir lassen Gott nur eine schwächliche Gutmütigkeit, die keines sittlichen Willensaufwandes fähig ist. Wie manche haben sich entrüstet gebärdet, als man zu sagen wagte, der Weltkrieg sei als ein Strafgericht zugelassen worden.

Aber ein solcher Begriff von der Güte Gottes ist schon vor der bloßen Vernunft unhaltbar. Wenn Gott überhaupt vollkommen ist, so hat er Gerechtigkeit ebenso wie Güte. Die Offenbarung aber, die Gottes Güte preist und seine Erbarmungen über alle seine Werke stellt, hat zugleich die stärksten Worte und die erschütterndsten Belege für seine Gerechtigkeit. „Du bist furchtbar: wer kann dir widerstehen, wenn du zürnst? Du kündest vom Himmel her Gericht an: da zittert die Erde und wird still“ (Ps. 75, 8 f.). Gott hat die stolzen Engel in die Hölle geworfen und unsern

Eltern das Paradies verschlossen. Er verbrannte Sodom und Gomorrha und ertränkte das Menschengeschlecht. Er züchtigte das treulose Israel oft bis zur Vernichtung. Er wurde Mensch und starb, da kein Geschöpf die Sünde sühnen konnte, selber am Kreuz. Und der Menschgewordene, der Barmherzige und Gütige, er konnte zürnen wie keiner, wie zündende Blitze führen seine „Wehe euch“ über Heuchelei und Verstocktheit herab. Er wird die Welt richten und die Bösen ins ewige, ja ewige Feuer bannen. Wie er im Erdenleben zugleich betrübt war über die Herzensblindheit seiner Feinde und um sich blickte mit Zorn (Mark. 3, 5), so spricht die Geheime Offenbarung (6, 16) vom Zorne des Lammes. Ein wunderbares Wort: *Ira agni!* Die Sanftmut, wenn vollkommene Sanftmut, kann schrecklich zürnen.

Wenn die großen Beter vor Gott treten, so tragen sie tief im Herzen, daß seine Gerechtigkeit Ansprüche an sie hat, ehe sie Ansprüche an seine Güte haben. „Wir haben gesündigt, wir haben Unrecht getan, gottlos gehandelt und sind abtrünnig geworden; wir sind abgefallen von seinen Geboten und Rechten. . . . Herr, uns, unsern Königen, unsern Fürsten, unsern Vätern, die gesündigt haben, gebührt Beschämung des Angesichtes. . . . So wachte denn der Herr über das Verderben und ließ es über uns kommen. Der Herr, unser Gott ist gerecht in allen seinen Taten; denn wir haben nicht auf seine Stimme gehört. . . . Reige, mein Gott, dein Ohr und höre, öffne deine Augen und schaue unsere Verwüstung und die Stadt, über die dein Name angerufen ist. Denn nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf deine großen Erbarmungen vertrauend bringen wir vor deinem Angesicht unser Flehen dar“ (Dan. 9, 5 ff.). Weise Menschen richten an Gott nie eine ungeduldige Forderung, sondern immer nur ein schuldenbewußtes Flehen. Und weil sie wissen, daß sie Feuer verdient haben, sei es das der Reinigung, sei es das der Verdammnis, kommt es ihnen noch weniger in den Sinn, gegen Gottes Fügung zu murren. Was sie dulden, ist nie das schuldige Feuer; es ist immer eine zu Dank verpflichtende Herabminderung dessen, was sie tragen sollten. Das Ärgste an Schmerz und Entbehrung und Schmach ist Gnade. Wer anders denkt, verkennet seine Lage.

Erst wenn man Gottes Güte als eins mit allen andern göttlichen Vollkommenheiten auffaßt, nicht als einseitig das, was wir Menschen Güte zu nennen pflegen, erfreut man sich eines Gottesbegriffes, der nach außen und innen standhält.

Die Welt, das Werk Gottes, fügt sich nicht zu einem weichen Gottesbegriff. Sie umschließt bei allem Guten und Schönen, das sie birgt und das in ihr das Übergewicht hat, doch Härte und Rauheit genug, daß sie nur von einem Schöpfer stammen kann, der seine Hoheit wahren will, der frei wählt, der nicht davor zurückschreckt, hohe Freuden durch tiefes Leid zu geben. Wer sich eigenwillig ein anderes Gottesbild aufstellt, darf sich nicht wundern, wenn es zu Zeiten stärkerer Weltstürme zertrümmert wird. Nur darf er dann nicht sagen, der Gottesglaube sei zusammengebrochen.

Mit dem, was uns die Welt von der Güte Gottes lehrt, stimmt die innere Sprache unseres Geistes sehr wohl überein. Die Vernunftüberlegung führt zu einem Gott, der keineswegs zu lauter süßer Hätschelung und unentwegtem Sonnenscheinspenden genötigt ist, sondern dessen Geneigtheit zum Wohltun, wesentlich dasselbe mit aller andern göttlichen Vollkommenheit, dieser in ihrer äußeren Betätigung folgen kann und oft muß. Auch Vertrauen und Liebe kann der rechte Mensch nur einer kraftvollen und hoheitbewährenden Liebe schenken. Kinder erwarten nicht anders von der Güte ihres irdischen Vaters, als daß sie ernst, weise, ihrer Würde bewußt sei. Aber Gott ist der Himmelvater, wie ihn das süddeutsche Volk schön nennt; seine Himmelhoheit geht über alle Väter.

Einige erheben zwar gerechte Vorwürfe, wenn andere sich Gott sentimental vorstellen, finden dann aber selbst nicht die Kraft zur Behauptung einer starken Güte. So meint Niebergall im oben angeführten Vortrag, wir müßten angesichts des Weltkrieges die Begriffe von Kampf ums Dasein, Entwicklung, Anpassung in Gott hineinnehmen; er rühmt Arthur Bonus, nach welchem Gott kraft eines kriegsführenden Willens immer Überlebtes und Überflüssiges von sich abstoße, wobei natürlich auch allerlei Wertvolles dahingerissen werde. Also pantheistisches Herabziehen Gottes von seiner überweltlichen Höhe. Ähnlich äußert sich R. Weidel in seiner kleinen Schrift „Weltkrieg und Kirchenglaube“ (Magdeburg 1916). Indem Gottes Wesen in die Zeit und seine Einheit in die Vielheit der Welt eingehe, nehme er auch alle Hemmungen und Widerstände, alle Unvollkommenheiten und Zweckwidrigkeiten der Welt auf sich; seine Entfaltung werde zum harten, mühevollen Kampf, Gott leide in der Welt, und dies sei der rechte Sinn des Glaubenssages von Gott am Kreuz. Aber mit solchen Meinungen ist die Güte Gottes nicht über unzutreffende Vorstellungen erhoben, sondern aufgegeben.

Es geht auch zu weit, wenn man die Bezeichnung „der liebe Gott“ verbieten will. Dabei greift schon die Deutung fehl, wie sie in der „Reformation“ 14 (1915) 254 versucht wurde: es solle damit ein Gott bezeichnet werden, der nicht unabhängig von den Naturgesetzen majestätisch über die Welt verfügen könne, auch vollkommener Heiligkeit entbehre. Aber dies dürfte doch selten gemeint sein, wenn vom „lieben Gott“ gesprochen wird. Nicht an die Güte Gottes denkt man dabei zunächst — das liegt vielmehr in dem französischen *le bon Dieu* —, am wenigsten an eine falsche Güte, sondern an unsere Liebe zu ihm. Wir meinen den uns liebenden, den geliebten Gott. Daß das Wort in den Ohren religiös erkalteter Leute nicht wohlklingt, wie noch weniger „der liebe Heiland“ und ähnliche Ausdrucksweisen, ist wahr, ändert aber nichts an deren grundsätzlicher Berechtigung und an der Angemessenheit für solche, die wahrer und wärmer empfinden.

Man muß überhaupt in dem Bestreben, Ehrfurcht und Anbetung in die Seelen zu pflanzen, auch Maß halten. Außer Ehrfurcht muß in uns Liebe und Vertrauen sein, wie die Hoheit in Gott zugleich Liebe ist. Gott ist wahrhaft unser Vater; so hat Jesus Christus, die Wahrheit, uns denken, beten, lieben gelehrt.

Otto Zimmermann S. J.